

stellen, er darf aber seinen Laden und sein Geschäft nicht betreten. Viele chinesische Ehemänner verreisen deshalb rasch, wenn eine Geburt in ihrer Familie bevorsteht, um so den Verdacht der Unreinheit von sich abzuschütteln.

Nur wenige Tage nach meiner Rückkehr vom Kloster Gum bum starb mein Hausherr, in dessen umfangreichem Gebäude ich den dritten und hintersten Hof mit den daran liegenden Häuschen gemietet hatte. Gerade vor meinem separaten Hoftore wurde der Tote in den folgenden Tagen aufgebahrt, und dort gingen auch die verschiedenen Leichenzeremonien vor sich, so daß ich die ganze Feierlichkeit mit aller Muße überschauen konnte. Die Familie des Verstorbenen war nur leider erst vor wenigen Generationen aus Schen si eingewandert, sie galt noch als fremd, war eine von „unten“, wie man in Hsi ning sagt. So waren nicht sehr viele Verwandte da, die Familie war auch nicht reich, alles ging deshalb relativ einfach zu und man beeilte sich so viel wie möglich. Immerhin waren die Umständlichkeiten nach unseren Begriffen ganz enorm.

Der Mann war sehr alt geworden und dann rasch gestorben. Es war aber den Angehörigen gerade noch geglückt, der guten Sitte zu genügen und dem Sterbenden bei Lebzeiten die langen seidenen und wattierten Sterbekleider anzuziehen, auch ihn von seinem Ofenbett weg auf eine kleine Pritsche zu legen und in dem Mittelraum des Haupthauses aufzubahren, damit die Seele leichter ihren Weg ins Freie finde. Die Söhne hatten sich also noch im letzten Augenblick als pietätvolle Kinder gezeigt. Dem Toten legte man gleich nach Eintritt des Endes Geld in den Mund, damit er nicht stumm sei, wenn er wiedergeboren werde, aber er wurde weder gewaschen, noch wurden ihm die Augen zgedrückt. Wie vergessen lag er in den ersten Tagen in dem Sterbezimmer, dessen Türen und Fenster weit offen standen. Tagsüber hörte ich nur öfter den Namen des Mannes, sowie „Vater“, „Großvater“ rufen, und am ersten Abend bewegte sich vom Sterbehaus aus ein langer Zug von taoistischen Priestern mit vielen Laternen, mit Gong, Triangeln und Trommeln durch die Straßen der Stadt und machte einen Höllenspektakel. Hinter diesen Priestern wurde eine große Sänfte getragen, in der sich auf dem Sitz ein Brett mit dem Namen des Verstorbenen befand. Nach dieser Sänfte kam noch ein Tisch mit allerlei Opfertagen und dahinter wankten in gebückter Haltung, in den weißen, rohen Trauerkleidern aus Hanf, von Freunden und Lohndienern gestützt, der Sohn und der Enkel. Sie hatten noch immer nach dem „Gui“, d. h. nach der Seele des Verstorbenen, zu suchen. An allen Ecken und Kreuzwegen blieben sie dazu stehen, riefen seinen Namen und suchten eifrig am Boden. Denn es ist chinesische Vorstellung, daß der Tod eingetreten ist, weil die Seele den Körper verlassen hat, und daß der Körper weiterzuleben vermöchte, wenn nur die Seele, der „Gui“, in ihn zurückkehren wollte oder zurückfinden könnte. Der Gui wird höflichst eingeladen, wiederzukommen<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Ob allerdings „gui“ (kwei) mit unserem Wort „Seele“ zu übersetzen ist, dürfte sich fragen, denn die gewöhnliche Volksphilosophie in Kan su lehrt, ein Mensch habe drei „gui“ und sieben „schen“ (Geister). Von den drei „gui“, die substantiell gedacht werden und zum Yin-Prinzip (s. S. 21, Anm. 1) gezählt werden, während die sieben „schen“ immateriell sind und zum Yang-Prinzip gehören, bleibt der eine nach dem Tode bei den Knochen, der zweite haftet mit Hilfe der taoistischen Priester an dem Totentafelchen, das den Namen des Abgeschiedenen trägt. Diese beiden erlöschen mit